

Predigt zu 5. Mose 26,4–11 im Predigtsommer in Martini
21. Juli 2019

*Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater,
und von Jesus Christus, unserm Herrn.*

I. Es war im Jahr 1868, da wurde bei Diban in der jordanischen Wüste von dem elsässischen Missionar Frederik August Klein eine etwa 1 m hohe und rund 70 cm breite Basalt-Säule entdeckt, die mit Schriftzeichen übersät war und deren Bruchstücke heute im Louvre in Paris ausgestellt werden.

Die Einheimischen hatten nämlich – als sie die Aufregung und das Interesse der Europäer an dem schwarzen Steinding bemerkten – geschlossen, es müsse ein Goldschatz darin versteckt sein, und die Stele kurzerhand in Stücke geschlagen.

Aber das eigentlich Wertvolle war außen angebracht. Denn die fast 3000 Jahre alten Schriftzeichen auf der Säule berichten die Groß- und Heldentaten des Königs Mescha von Moab, einem Nachbarstaat Israels, und sind so der erste Beleg für einen selbständigen Staat auf dem Boden Jordaniens *und* einer der ersten Hinweise auf das Königreich Israel. Mit dem nämlich hatten die Leute von Moab immer mal wieder Scharmützel und Kämpfe im Grenzland, besonders im Gebiet des Stammes Gad. Doch diese Scharmützel und Kämpfe wurden – glaubt man der Inschrift des Königs – natürlich allesamt vom glorreichen Mescha gegen die tumben Israeliten gewonnen.

Mescha gibt sich große Mühe, seine Gebietsgewinne in Israel besonders ausführlich und triumphal zu beschreiben und dabei rutscht ihm ein unscheinbares Sätzchen heraus, das Bände spricht, sowohl im Blick darauf, wie Israels Nachbarn damals das kleine Volk wahrnahmen, als auch im Blick auf das Thema des diesjährigen Predigtsommers.

„Und die Leute von Gad wohnten seit jeher im Lande von Aṭaroth und der König von Israel hatte Aṭaroth für sich gebaut“ – so lautet das unscheinbar-vielsagende Sätzchen.

„Seit jeher“ ... „Immer schon wohnten sie im Lande“. Schon vor rund 3000 Jahren lässt also ein fremder König über das Volk Israel jenes Zauberwort in Stein meißeln, das unausgesprochen auch durch viele unserer Migrationsdebatten geistert und mit dem die Alteingesessenen ihren Vorzug und ihre Privilegien, ihre älteren Rechte eben, gegenüber den Neuankömmlingen geltend machen.

„Seit jeher; immer schon ...“ „Immer schon waren wir *hier* und ihr *da*, aber eben gerade nicht hier ... – also seht gefälligst zu, dass ihr weiterkommt; stellt Euch, solange ihr hier seid, gefälligst hinten an und – überhaupt – geht doch am besten dahin zurück, wo ihr hergekommen seid – oder Eure Eltern und Großeltern. So wie es jüngst der amerikanische Präsident den vier farbigen Kongressabgeordneten empfahl.

Nebenbei bemerkt – wir können ja wirklich heilfroh sein, dass Donald Trump, dessen Opa aus Kallstadt an der Weinstraße stammt, nicht irgendwann auf die Idee kommt, nun selber in das völlig kaputte und heruntergekommene Land *seiner* Herkunft zurückzukehren, um dort beim Aufbau zu helfen, so wie er es den Parlamentarierinnen empfahl.

„Immer schon“ – ob im notorisch überfüllten Zugabteil, ob beim Sandkastenstreit um Schaufel und Förmchen, ob beim sprichwörtlichen Handtuch am Swimmingpool, oder in den Fragen von Integration und Migration – stets geht es doch auf die ein oder andere Weise darum, wer immer schon oder jedenfalls früher als andere da war – und deshalb mehr oder, genauer gesagt, allein zu bestimmen habe.

„Seit jeher wohnten die Leute Israels in diesem Lande“ – so weiß es schon dreitausend Jahre vor unserer Zeit der glorreiche Mescha von Moab auf seiner Inschrift.

Aber Israel selbst weiß es anders, glaubt es anders, erinnert sich anders – und tut alles, dies nicht zu vergessen – bis heute.

II. *Mein Vater war ein Aramäer, dem Umkommen nahe, und zog hinab nach Ägypten und war dort ein Fremdling mit wenigen Leuten und wurde dort ein großes, starkes und zahlreiches Volk. Aber die Ägypter behandelten uns schlecht und bedrückten uns und legten uns einen harten Dienst auf. Da schrien wir zu dem HERRN, dem Gott unserer Väter. Und der HERR erhörte unser Schreien und sah unser Elend, unsere Angst und Not und führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm und mit großem Schrecken, durch Zeichen und Wunder, und brachte uns an diese Stätte und gab uns dies Land, darin Milch und Honig fließt.*

So, liebe Sommerkirchengemeinde, haben wir es eben gebetet und uns dabei die Worte jenes großen Geschichtsbekenntnisses Israels geliehen, mit dem sich das Gottesvolk Israel immer neu seiner Flüchtlings- und Wanderexistenz bewusst wird.

III. Geliehen, sage ich, denn *mein* Vater war kein heimatloser Aramäer. Mein Vater ist ein ortsfester Südsiegerländer, der vom Tag seiner Geburt – abgesehen von verschiedenen Urlauben und einem 4wöchigen Beamtenanwärterseminar in der Oberpostdirektion in Hagen – nie woanders gelebt hat als in dem Haus, in dem er auch geboren wurde. Genauso übrigens auch seine Mutter, meine Oma, die sich nur ein einziges Mal hatte breitschlagen lassen, in Urlaub zu fahren, ins Sauerland, und selbst der wurde nach vier Tagen vorzeitig abgebrochen – wegen unstillbaren Heimwehs. Anders sieht es da schon bei meinem Opa aus, der so erfolglos versucht hat, mit meiner Oma Urlaub zu machen. Der war als Kind mit seinen Eltern aus Mittelfranken – wie so viele andere hunderttausende Menschen aus Süddeutschland, aber auch aus Schlesien, aus Pommern und Polen – als Wirtschaftsmigrant ins Ruhrgebiet gezogen, nach Recklinghausen, einfach weil es da im Bergbau Arbeit gab. Das muss übrigens ungefähr eine Generation nach der Zeit gewesen, als mein anderer Opa jenes Haus im südlichen Siegerland, in dem dann später mein Vater und auch meine Oma geboren wurden – nein nicht gebaut, sondern – gekauft hat, weil die Vorbesitzer nach Amerika ausgewandert waren – wie hunderttausende andere aus den ländlichen Regionen Deutschlands auch, unter ihnen ein gewisser Frederik Trump aus Kallstadt an der Weinstraße. Tja und dann sind da ja noch die – soll man sagen? – „Reisen“, die mein Opa, – zuerst begeistert, dann pflichtbewusst und erst ganz zum Schluss irgendwie ‚nachdenklich‘ – wie insgesamt über 18 Millionen junge Männer aus Deutschland, vor 80 Jahren quer durch Europa unternahm – nach Polen, nach Frankreich, nach Belgien und Holland, ans Nordkap und in die lybische Wüste, nach Griechenland und, nicht zu vergessen, Russland; was dann zu millionenfachem Tod auch und gerade im jüdischen Volk – und dann schließlich zu millionenfacher Flucht und Vertreibung im eigenen Volk, aber auch in ganz Europa führte. Nein, unsere Eltern und Großeltern waren keine heimatlosen Aramäer, aber Wanderschaft, Unterwegssein, m.a.W. Migration, sei es aus wirtschaftlichen oder aus militärischen Gründen oder auch aus Angst um das nackte Leben – das gehört zur Wahrheit und Wirklichkeit auch über uns, die wir angeblich immer schon da waren. Und nein, *wir* sind nicht aus Ägypten ausgezogen. Aber angesichts unserer Geschichte, da sind – so glaube ich – alle, die wir heute hier sitzen als Kinder, Enkel und Urenkel der Kriegsgeneration auf die ein oder andere Weise unverdient Gerettete, glücklich oder unglücklich Entronnene – sonst säßen wir nämlich nicht hier. Unverschämt Beschämte und Begnadigte nach zwölf Jahren von Mord- und Todschatz, von Schweigen und Wegschauen und Mitmachen und Mitmarschieren.

IV. „In jeder Generation soll sich jeder Mensch so betrachten, als sei er *selbst aus Ägypten ausgezogen*“ – so heißt es in der Liturgie zum Sederabend beim jüdischen Passahfest, und

damit erinnern sich die Feiernden daran, dass ihr Leben nicht aufgeht im Hier und Jetzt, sondern dass es aus einer Geschichte herkommt, die Gott lange vor ihnen und vor uns und doch auch für sie und für uns begonnen hat.

Gott sei Dank, sind wir ja nie nur die, die wir heute und hier sind, sondern wir sind immer auch die, als die wir uns sehen, uns wahrnehmen in den Geschichten, die wir uns erzählen, die wir uns gesagt sein und die wir für uns gelten lassen.

Und wenn wir in den kommenden Wochen uns dieses Geschichts- und Zukunftsbesinnnis des alten Israel leihen, dann tun wir für einen Moment so, als seien auch *wir* mit Abraham und Sarah aus Ur in Chaldäa losgezogen, als seien auch wir mit Jakob und den Zwölfen vor dem Hunger in Kanaan nach Ägypten geflohen und mit Mose, Mirjam und Aaron wieder ausgezogen und – das ist das Entscheidende – als wären auch wir immer noch unterwegs in das Land und in die Welt, die Gott sich wünscht, und wir stellen uns hinein in die Gottesgeschichte Israels und des Juden Jesus von Nazareth, der, wie es im Evangelium heißt, keinen Ort hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Nein, unsere Eltern sind keine heimatlosen Aramäer, aber unser Menschenbruder und Heiland Jesus von Nazareth will uns als seine Mitreisenden.

V. Dieses Jahr hier, aber nächstes Jahr in Jerusalem – auch dies ist ein Satz aus der Passahliturgie, mit dem Jüdinnen und Juden in aller Welt ihr Wissen und ihre Ahnung von einem grundsätzlichen Unterwegssein auf den Punkt bringen. Einem Unterwegssein mit Gott und einem Unterwegssein Gottes selbst mit seinem Volk und der Welt.

Nächstes Jahr in Jerusalem. Übrigens wird dieser Satz auch dann gesprochen, wenn man das Pessach tatsächlich schon in Jerusalem feiert – einfach weil Gott mit der Welt noch nicht fertig ist, mit seiner Stadt und mit seinem Volk nicht.

Immer *noch* also, statt immer *schon*! Unterwegs, statt längst schon da! Das ist die Haltung, die aus diesen Versen spricht und die sich das alte Israel ausgerechnet an Erntedank hinter die Ohren schreibt – also genau da, wo man sich doch ganz mit dem eigenen Land, mit der Scholle, dem Erdboden und den Erträgen der eigenen Arbeit verbunden weiß.

Und ich glaube, unsere Kirche und unsere Gemeinden und, wer weiß, vielleicht sogar unser Land und unser – angeblich und tatsächlich christlicher – Kontinent sähen anders aus, wenn wir Christen und Christinnen uns etwas von dieser Erinnerung und diesem Wissen, von dieser Ahnung und von dieser Sehnsucht Israels leihen könnten.

VI. Zuallererst würden wir dann wohl dankbarer und bescheidener werden. Wir würden dankbarer und bescheidener werden, wenn uns so wie den Israeliten beim Erntedankfest, sagen wir mit jedem Gehaltszettel, Rentenbescheid oder Kontoauszug, eine Erinnerung an all das ins Haus flattern würde, wozu wir nichts getan, wofür wir nichts geleistet haben und was wir schon gar *nicht* verdient haben – das wir aber doch haben und von dem wir immer schon leben – einfach so, gratis, aus Gnade.

Da ist die Schöpfung, die uns trägt und ernährt trotz allem, was wir ihr antun; da sind Eltern und Familien, die uns das Leben schenken und prägen, die uns Begabungen und Talente mitgaben und sie vielleicht gar förderten, da war und da ist die Möglichkeit zu lernen und einen Beruf auszuüben, da sind Freundinnen und Kollegen, die uns mögen oder wenigstens aushalten, und da ist nicht zuletzt das unglaubliche und angesichts unserer Geschichte nun wirklich völlig unverdiente Privileg, in Freiheit und Frieden zu leben, in einem Rechtsstaat und in einem – bei allen Macken – dann doch irgendwie geordneten Gemeinwesen.

Nichts, aber auch gar nichts davon könnten wir von uns aus herstellen oder mit unserer Leistung verdienen.

Und es gibt weit und breit keinen einzigen Grund, warum ausgerechnet wir im Gegensatz zu so vielen anderen Menschen an so vielen anderen Orten in den Genuss alles dessen kommen – außer vielleicht dem einen: Dass wir es teilen.

Und wer weiß, wenn wir uns wirklich erinnern ließen, dass der Glaube ein grundsätzliches Unterwegssein, ein Sich-Bewegen und ein Bewegtwerden von Gott ist, vielleicht wäre dann unsere größte Angst als Kirche und als Gemeinde auch nicht die, dass etwas anders werden könnte, als es bisher war, sondern die, dass es so bleibt, wie es ist.

Denn das Herz unseres Glaubens ist ja nicht dann in Gefahr, wenn – wie zuletzt in Paris – ein knapp über 1000 Jahre unverändert gebliebenes steinernes Glaubensgebäude abbrennt – so schlimm das auch sein mag. Das Herz unseres Glaubens ist dann in Gefahr, wenn wir uns einbilden, der Gott, der mit Jakob und Josef nach Ägypten zog, mit Mose und Mirjam wieder hinaus und mit Jesus von Galiläa nach Jerusalem und von dort bis an die Enden der Erde – dieser Gott hätte irgendein Interesse daran, sich einsperren und festlegen zu lassen auf die Glaubenshäuser und Denkgebäude von gestern und vorgestern.

„Ich habe doch in keinem Hause gewohnt seit dem Tag, da ich die Israeliten aus Ägypten führte, bis auf diesen Tag, sondern ich bin umhergezogen in einem Zelt als Wohnung.“ – so antwortet Gott, als David auf die Idee kommt, ihm ein Haus bauen zu wollen (2Sam 7,7), und lässt durchblicken, dass er das für eine ziemliche Schnapsidee hält.

Und, wer weiß, vielleicht steckt ja in all den Veränderungen, dem Ab- und Umbruch, dem sich die Kirchen und Gemeinden in Deutschland und ja auch hier im Siegerland ausgesetzt sehen, auch der Auftrag und die Verheißung, uns noch einmal ganz neu aufzumachen und nun auch selbst die Isomatten einzurollen, die Heringe zu lösen und die Planen auszuklopfen und zu einer zeltenden Kirche für den zeltenden Gott zu werden. Wie das wohl aussähe?

VII. *Fröhlich sollst du sein über alles Gut, dass der Herr, dein Gott, dir und deinem Hause gegeben hat, du und der Levit und der Fremdling, der bei dir lebt.*

So endet das Gebot über das Erntedankfest im 5. Buch Mose und es ist alles andere als Zufall, dass die Erinnerung an das eigene Fremdsein oder, sagen wir vorsichtiger, ans eigene Unterwegssein, in die Erinnerung daran mündet, nun auch dem tatsächlich Fremden Anteil zu geben an all dem Guten, das Gott deinem Hause gegeben hat.

Und zwar nicht, weil die Fremden die besseren Menschen wären und erst recht nicht, weil man selbst damit zu den besseren Menschen würde oder wenigstens werden wollte, sondern schlicht deshalb, weil wir Menschen sind und weil sie Menschen sind. Geführt und gefährdet, begnadet und begleitet.

Denn das ist wohl das größte und tiefste Geheimnis der Migration, dass Gott eben nicht fix und fertig, sondern sich in dem Menschen- und Gotteskind Jesus von Nazareth grundsätzlich mobil gemacht hat und buchstäblich unterwegs ist in der und durch die Welt, und für sie und zu ihr. Und – nicht wahr? – irgendwie wissen wir das doch auch immer schon.

„Ist auch uns zur Seite / Still und unerkannt / Dass er treu uns leite / An der lieben Hand.“

Gott sei Dank!

Amen.